

Der Stoff, aus dem die Türme sind : Stahlbaupreis

Autor(en): **Schindler, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **15 (2002)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-121956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

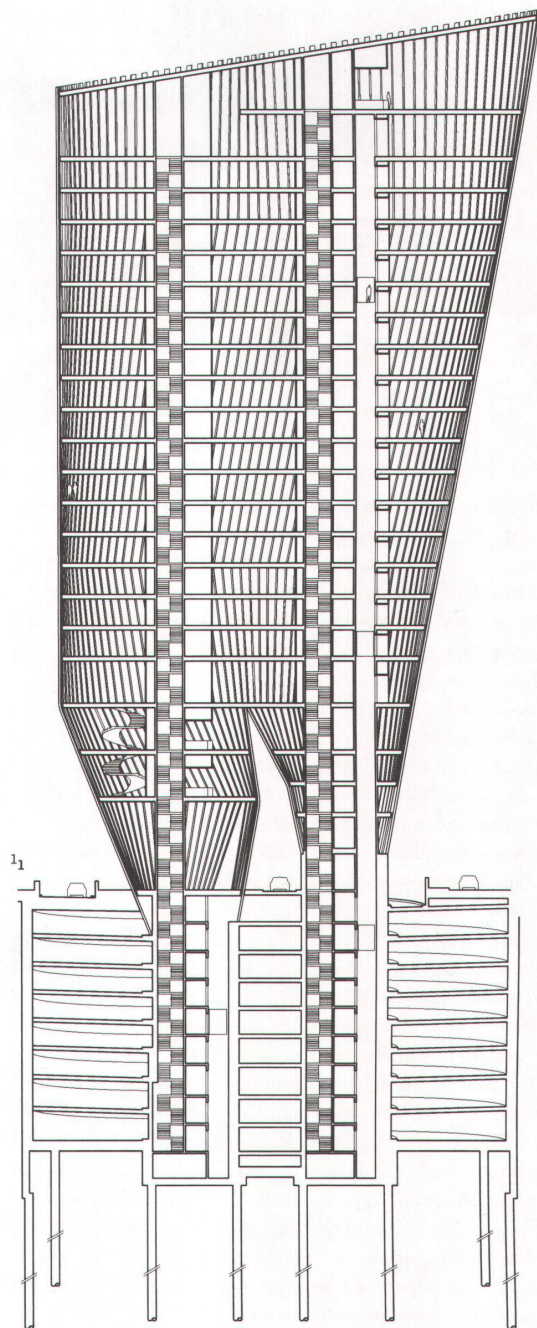
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Stoff, aus dem die Türme sind

Text: Anna Schindler

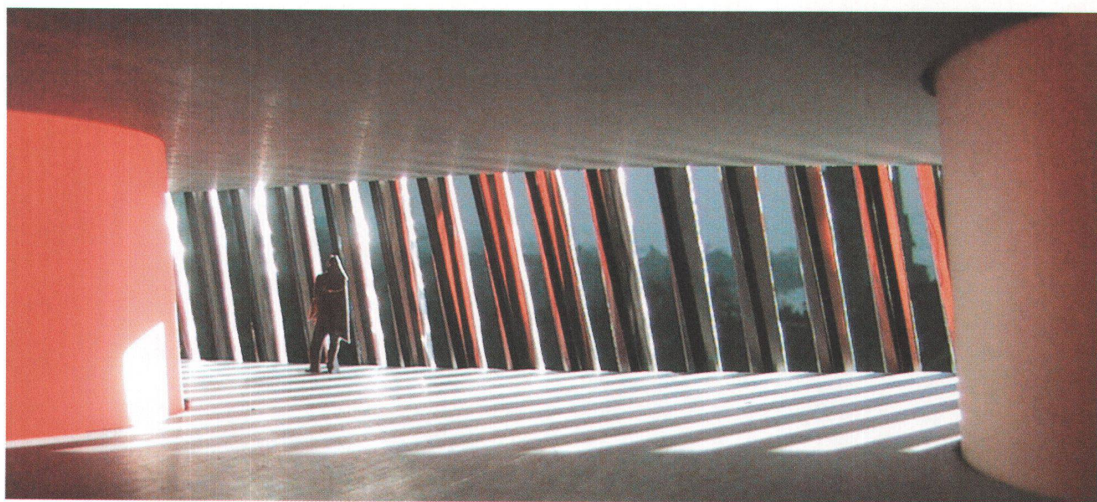
Seit 26 Jahren vergeben die ETH Zürich und die EPF Lausanne im Zweijahresrhythmus den Stahlbaupreis. Die Summe von 10 000 Franken, die das Stahlbau Zentrum Schweiz für innovative studentische Projekte an den beiden Architekturhochschulen stiftet, verteilt sich heuer auf drei Preisträger.

• Am 11. September 2001 ereignete sich das Unvorstellbare für die Baufachwelt: Die vermeintlich unzerstörbaren Doppeltürme des World Trade Center in New York stürzten wie Kartenhäuser in sich zusammen. Die Begeisterung von Architekten und Ingenieuren rund um die Welt, immer höher hinaus zu bauen, schien mit einem Schlag zunichte gemacht. Dabei war am Zusammenbruch der 415 beziehungsweise 417 Meter hohen Stahlgeflechte von Minoru Yamasaki nicht etwa der mechanische Schock schuld, ausgelöst vom Aufprall der beiden Flugzeuge, sondern die Hitze der resultierenden Kerosinbrände. Erstaunlicherweise haben Wolkenkratzer seither nichts von ihrer Faszination eingebüsst. Zwar ist die alte Diskussion um Sinn und Sicherheit der Himmelsstürmer mit neuer Heftigkeit wieder aufgeflammt: Für die einen strahlen sie erotische Kraft aus, den anderen verkörpern sie die Hybris, der die Erbauer des Turms zu Babel erlagen. Vor allem junge und angehende Architekten aber glauben an die Zukunft kühner Gebäude, die sich in die Höhe recken, verleihen ihnen überraschende, neue Formen. Ünal Karamuk und Christian Scheidegger etwa, zwei Zürcher ETH-



1 Ein verdrehter Büroturm mit zwanzig Stockwerken wächst wie ein Torso aus dem Zürcher Jelmini-Parkhaus in die Höhe.

2 Der Blick aus der obersten Etage zeigt das Konstruktionsprinzip: Es ist dasselbe wie bei den Twin Towers. Plan, Rendering: Karamuk / Scheidegger



Architekturstudenten im fünften Semester, ist mit dem Entwurf eines 85 Meter hohen Büroturms auf dem Jelmoli-Parkhaus in Zürichs Innenstadt eine mutige Setzung gelungen. Ihr Hochhaus ist das faszinierendste unter den drei studentischen Projekten, die mit dem Stahlbaupreis 2002 ausgezeichnet wurden.

Dieser Preis mit einer Gesamtsumme von 10000 Franken, im Zweijahresturnus an den beiden Schweizer Architekturhochschulen ausgeschrieben, wird heuer an der ETH Zürich vergeben, zum 13. Mal insgesamt. Studenten aller Stufen konnten seit Februar Semester- und Diplomarbeiten in Stahl einreichen. Das Material aber scheint das Gros der angehenden Architekten zur Zeit eher wenig zu beschäftigen: Die sechsköpfige Jury, zwei Ingenieure des Stahlbau Zentrums Schweiz und vier ETH-Professoren, bewertete insgesamt neun Projekte, vor allem Arbeiten aus den oberen Semestern und Diplome.

Stahl wirkungsvoll inszenieren ...

Stahl- und Holzkonstruktionen seien in Entwurf und Modellbau halt aufwändiger als Betonbauten, versucht Architekturprofessor Arthur Rüegg, der Organisator der diesjährigen Preisausschreibung, die offensichtlich geringe Lust der Studenten am Kreieren in Stahl zu erklären: «Das Finden einer plastisch expressiven Form, einer gelungenen Abstraktion ist im Moment weit populärer als das Erarbeiten komplexer Konstruktionen».

Trotzdem repräsentierten die drei prämierten Projekte die grosse Bandbreite möglicher Einsatzweisen des Materials in der aktuellen Architektur, sagt Rüegg: Sie reichen vom grossmassstäblichen städtebaulichen Projekt eines Wolkenkratzers über den ikonografischen Umgang mit Stahl bei einem Museumsgebäude bis hin zu klug herausgearbeiteten Detaillösungen für bekannte praktische Probleme bei der Konstruktion eines Stahlskelettes und dessen Verkleidung mit Stahlplatten.

«Aufstockungen» bestehender Strukturen hiess die städtebauliche Aufgabe, die der Zürcher Architekt und Gastdozent Christian Kerez seinen Studierenden stellte. Ausgangspunkt dafür war die gebaute Stadt Zürich: Einer der künftigen Architekten setzte eine zweite Stadtschicht auf das historische Niederdorf – auf Stahlstangen, die durch die Kamine der existierenden Häuser hindurch in den Boden reichten. Karamuk und Scheidegger dagegen nahmen das Jelmoli-Parkhaus in der Innenstadt als Basis und bauten einen 20-stöckigen doppelten Büroturm darauf – in der «Frame-Tubes»-Manier der amerikanischen Wolkenkratzer. Wie die Twin Towers ist das Hochhaus als «Strumpf» konstruiert: mit einer äusseren tragenden Hülle aus Stahlprofilen. Irritierend ist seine anthropomorphe Gestalt: Die beiden Studenten biegen und drehen die Stahlprofile in der Vertikalen, sodass das Gebäude an einen menschlichen Torso erinnert, der aus dem Parkhaus herauswächst. Verbunden mit seinem Untergrund ist er durch die säulenartigen inneren Liftkerne, die an diejenigen der achtstöckigen Garage anschliessen.

Dies verleiht dem Himmelsstürmer eine klare Erdung und einen markanten Sockel – nach oben bereitet jedoch ein schräger Schnitt ein jähes Ende. Das Hochhaus als Fragment? Eine intelligente, unerwartete Lösung eines heiklen städtebaulichen Problems sei es allemal, stellt Professor Arthur Rüegg fest: «Ausserdem haben die beiden einen sehr poetischen Ausdruck gefunden.» Das war der Jury 4000 Franken Preisgeld wert.

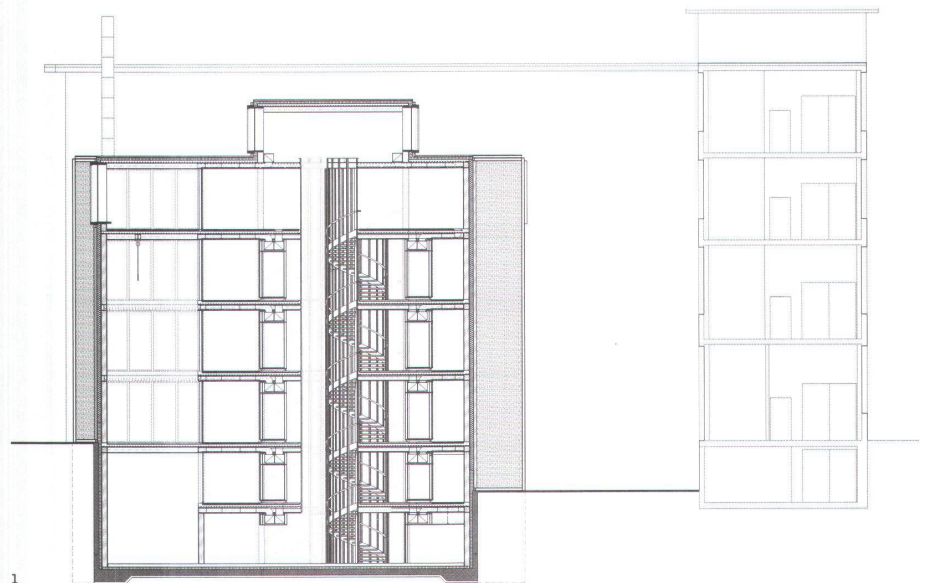
Ebenso viel erhielt der Diplomand Niels Löffler für seinen Entwurf eines Schaulagers des Museums für Gestaltung im ehemaligen Maag-Industrieareal in Zürich West. Löffler knüpft dabei an die Tradition deutscher Fabrikbauten vom Anfang des letzten Jahrhunderts an und entwickelt die Aussenfläche seiner Museums-Dependance auf rund 900 Quadratmetern Grundfläche als doppeltes Stahlfachwerk: Die Fassade ist mit Bruchziegeln ausgefacht und verleiht dem Gebäude die massive Anmutung einer 14 Meter hohen, dunklen Festung.

Wie ein Ausguck lugt ein filigranes gläsernes Attikageschoss darüber hinaus. Hinter der äusseren steht als innere Hülle eine zweite, mit Normziegeln gemauerte Wand. Ein findiges Detail der Aussenmauer ist ihre konstruktive Analogie zum Zweck des Gebäudes: Ein Lager wird mit Hilfe von Hochregalen organisiert. So sind die Ziegelsteine der Aussenhaut nicht Stein auf Stein im Verbund gemauert, sondern auf dazwischen geschaltete L-Profile quasi geschichtet – wie auf Regale. →

1 Ein filigranes gläsernes Attikageschoss sitzt auf dem massiven doppelten Stahlfachwerk des Museums von Niels Löffler.

2 Wirkungsvoller lässt sich Stahl kaum inszenieren: der Innenraum mit den verdickten Stahlträgern.

Plan, Rendering: Niels Löffler



- > Jury: U. Wyss, U. Kern, Ingenieure und Vertreter des Stahlbau Zentrums Schweiz; Professoren A. Deplazes, M. Fontana, O. Künzle, A. Rüegg, ETH Zürich
- > Preisträger: Ünal Karamuk und Christian Scheidegger: Bürohochhaus auf dem Jelmolli-Parkhaus, Semesterarbeit 5. Semester bei Gastdozent Christian Kerez
- > Niels Löffleröd: Schaulager Museum für Gestaltung, Diplomarbeit bei Professor Miroslav Sik
- > Mathias Nachbur: Schaulager Museum für Gestaltung, Diplomarbeit bei Prof. Arthur Rüegg und Prof. Otto Künzle

→ Die inhaltliche Parallele verliert sich allerdings im Inneren des Baus: Hier dominiert die atmosphärische Wirkung des Materials über die museale Bestimmung des Gebäudes. Nicht nur liegt die tragende Stahlkonstruktion, die zugleich als Hochlagerregal dient, über alle fünf Geschosse offen zutage – Löffleröd überhöht zudem den Baustoff nachdrücklich: Er macht die Stahlträger viel dicker, als sie aus statischen Gründen sein müssten. So braucht er sie nicht zu verkleiden, wie dies die Brandschutzvorschriften sonst fordern. Die Lichtprobleme in dem eher düster anmutenden Innenraum sind allerdings noch nicht optimal gelöst: Der freundlichste Bereich der Anlage ist ihr Kern, ein gläserner Lichthof, um den herum das Schaulager und die Arbeitsbereiche der Forscher wie hintereinander liegende Schichten angelegt sind. Nicht bedacht hat ihr Erfinder, dass ein heutiges Museum auch grosszügige, gut erschlossene periphere Flächen benötigt. In seiner Anmutung aber ist das Experiment gelungen: Wirkungsvoller lässt sich Stahl kaum inszenieren.

... ohne Blutspuren

Da scheint Mathias Nachburs Interpretation derselben Aufgabe herkömmlicher: Sein 21 Meter hoher Bau macht im Konglomerat zusammengewürfelter Industriebauten auf dem Maag-Areal durch eine leuchtend rostige Fassade aus Corteen-Stahlplatten auf sich aufmerksam. Die Assoziation an Jean Nouvel's Monolithen auf dem Murtensee ist unvermeidlich: Nachburs Schaulager ist ein ebenso minimalistischer Körper. Anders jedoch als Nouvel's Würfel, der das mittelalterliche Städtchen auf dem Hügel durch sein Aussehen scharf kontrastiert, sucht Mathias Nachburs Museum mit seiner auffälligen Verkleidung den Anschluss an den industriellen Kontext rundum.

Dabei sei sein Entwurf eigentlich ein introvertiertes Gebäude, schreibt der Projektverfasser: Die schwere Stahlplatten-Fassade ist bis auf schmale Fensterbänder in den oberen Stockwerken und die geschosshohe Verglasung ums Eck im Erdgeschoss hermetisch geschlossen und gibt nichts preis vom Innenleben des fünfstöckigen Ausstellungshauses. Mäandrierend angelegte Vitrinen bis zur Decke gliedern die offenen Ausstellungsebenen im ersten und zweiten Stock, darüber liegen zwei Geschosse Büros und Forschungsräume. Faszinierender als die eher rationale Gebäudeorganisation aber ist die Präzision, mit welcher der Diplomand Nachbur konkrete konstruktive Probleme löst – etwa beim Zusammenspiel von Stahl und Glas in der Fassade: Eine 16,5 Meter hohe Stahlwand stösst auf die rund vier Meter hohe Glasfront der Eingangshalle – kein Problem, solange es nicht regnet. Dann aber ränne das abfliessende Wasser vom Stahl her über das Glas hinunter und hinterliesse rötliche «Blutspuren» auf den Fensterscheiben – wenn es nicht vorher gefasst und abgeführt würde: Nachbur entwirft eine Abflussrinne, die das Regenwasser über der Glaswand sammelt. Diese Liebe zum Konstruktionsdetail hat die Fachleute der Jury überzeugt. Der dritte Stahlbaupreis ehrt deshalb die Professionalität. •

1 Das Schaulager fürs Museum für Gestaltung von Mathias Nachbur ist ein introvertiertes Gebäude: Die Fassade öffnet sich nur im Erdgeschoss.

2 Dahinter ist das Museum rational organisiert: Im ersten und zweiten Stock liegen offene Ausstellungsebenen, darüber Büroräume. Plan, Rendering: Mathias Nachbur

